

Mutter ... was bringst du mir: das Erinnern / Vater ... was bringst du mir: den Tod : Eine Betrachtung im Älterwerden

Heinrich, Jutta

1992

<https://doi.org/10.25595/833>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Heinrich, Jutta: *Mutter ... was bringst du mir: das Erinnern / Vater ... was bringst du mir: den Tod : Eine Betrachtung im Älterwerden*, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Jg. 15 (1992) Nr. 33, 9-13. DOI: <https://doi.org/10.25595/833>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en>

beiträge
zur feministischen theorie
und praxis

AltersWachSinn

33

beiträge
zur feministischen theorie
und praxis

AltersWachSinn

33

1. Auflage 1992

Eigenverlag des Vereins Beiträge zur Feministischen Theorie und Praxis e.V., Köln

Satz: DTP-SatzService Eul-Gombert, Bergisch Gladbach

Druck: Farbo Druck & Grafik Team, Köln

Titel: Heidi Rautenberg, Köln

Impressum

beiträge

zur feministischen theorie und praxis

Hrsg.: Sozialwissenschaftliche Forschung & Praxis für Frauen e.V.

15. Jahrgang (1992) Heft 33

Redaktion: Ute Annecke, Heidrun Ehrhardt, Asgedet Ghirmazion, Carola Möller, Gisela Notz, Brunhilde Sauer-Burghard, Christa Wichterich, Anja Wollny

Mitarbeiterinnen dieses Heftes: Ruth Becker, Marion Blömeling, Anneliese Braun, Traude Bührmann, Helga D., Sylvia Groth, Heide Härtel-Herrmann, Ruth Hanses, Jutta Heinrich, Gabriela Husmann, Petra Lambrecht, Marianne Lange, Gotlinde Margiriba Lwanga, Gisela Notz, Claudia Pinl, Barbara Rohr, Hilde Sch., Erika Schilling, Hermine Schmidt, Annette Skrzydlo, Cornelia Sperling, Barbara Thiele, Christa Wichterich, Erika Wisselinck, Nikola Wohllaib

Die „beiträge“ erscheinen ca. dreimal im Jahr. Preis des Einzelheftes ab Heft 27 DM 19,-, Doppelheft DM 34,-, Abonnement (jeweils 3 Nummern) DM 48,-, Förderabonnement ab DM 60,-, Mitfrauenabonnement DM 45,- (für die Hefte 8–25/26 gelten die alten Preise, rückwirkende Abonnements bis einschließlich Heft 25/26 drei Nummern für 38,- DM). Einzelhefte sind durch jede Buchhandlung oder direkt beim Verlag zu beziehen. Abonnements ausschließlich beim Verlag. Abbestellungen spätestens drei Monate vor Ende des Kalenderjahres möglich. Der Verlag erzielt keinen Gewinn. Mitarbeit erfolgt grundsätzlich ohne Honorar. Copyright by the authors. Nachdruck nur mit besonderer Erlaubnis des Verlages und unter Quellenangabe gestattet. Sämtliche Verwertungsrechte an Übersetzungen liegen beim Verlag. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Haftung übernommen werden.

Verlags- und Redaktionsadresse: Niederichstr. 6, 5000 Köln 1, Tel.: 0221/13 84 90; Konto: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis e.V., Konto-Nr.: 7 192 032 Stadtparkasse Köln BLZ (370 501 98) und Konto-Nr. 56530-500 Postgiroamt Köln (BLZ 370 100 50)

Vertrieb von Einzelheften und Abonnements: Verlag des Vereins Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis e.V.

Vertrieb für den Buchhandel: Frauenliteraturvertrieb GBR, Erich-Ollenhauer-Str. 231, 6200 Wiesbaden, Tel.: 0611/41 07 80

INHALT

Editorial		5
AltersWachSinn		
	<i>Jutta Heinrich</i>	
	Mutter ... was bringst du mir: das Erinnern	
	Vater ... was bringst du mir: den Tod	9
	<i>Gisela Notz</i>	
	Manchmal tun Falten weh	15
	<i>Claudia Pinl</i>	
	Mit 45 zum „alten Eisen“?	
	Ältere auf dem Erwerbsarbeitsmarkt	21
	<i>Barbara Rohr</i>	
	„Endlich mal was für mich tun ...?“	
	Ein Gespräch vor dem sog. Ruhestand	33
	<i>Anneliese Braun</i>	
	Generation ohne Wahlfreiheit –	
	Ost-Frauen ab 45 Jahren im Transformationsprozeß	39
	<i>Traude Bührmann</i>	
	Falls was passiert	49
	<i>Sylvia Groth</i>	
	Hitze ... und Wut	
	Die Medikalisierung der Wechseljahre	51
	<i>Ruth Becker</i>	
	Wer eigentlich sind die Verschwender?	
	Gegen die Diskriminierung alter Frauen	
	in der Wohnungspolitik	65
	<i>Hermine Schmidt, Hilde Sch., Helga D.</i>	
	Drei alte Frauen erzählen aus ihrem Leben	
	(Interview: Erika Schilling)	71
	<i>Petra Lambrecht</i>	
	Altern zwischen Tradition und Moderne:	
	Frauen in Indien	83
	<i>Heide Härtel-Herrmann, Cornelia Sperling</i>	
	Die patriarchale Logik des Rentenrechts	95
	<i>Gabriela Husmann</i>	
	„Die Einsamkeit ist das größte Problem“	
	Lesben im Alter	105

	Marion Blömeling „Macht ruhig mal Theater ...“	113
	<i>Marianne Lange</i> Erotisch, gemein und weise, aber mit „flotten Falten“: ein persönlicher Rückblick auf die Altenheim-Revue des „Gemischten Damenchores Die Rheintöchter“	117
	<i>Erika Wisselinck</i> Von der Oma zur Weisen Alten	121
	<i>Erika Schilling</i> Vom Älterwerden und Altsein	127
	<i>Traude Bührmann</i> Notizen in Schwarz, Ultramarin und Südseeblau	131
Diskussion Dokumentation	<i>Annette Skrzydlo, Barbara Thiele, Nikola Wohllaib</i> Frauen in der Partei „Die Republikaner“: Zum Verhältnis von Frauen und Rechtsextremismus	136
	<i>Gotlinde Magiriba Lwanga</i> Rassismus und deutsche Zeit-Wenden	147
	<i>Aufruf</i> Wir wollen weiter zusammen leben! Gegen Gewalt und Rassismus	151
	<i>Christa Wichterich</i> „Mehr als globale Haushälterinnen“ Frauen im UNCED-Proze	153
Rezension	<i>Lida Gustava Heymann</i> Erlebtes – Erschautes. Deutsche Frauen kämpfen für Freiheit, Recht und Frieden 1850 - 1940 (<i>Ruth Hanses</i>)	159
	<i>Vorankündigung Heft 34</i>	162
Autorinnen		165

Jutta Heinrich

Mutter ... was bringst du mir: das Erinnern Vater ... was bringst du mir: den Tod*

Eine Betrachtung im Älterwerden

Langsam und heimlich, vielleicht mit einem Hauch der Unbekümmertheit, in der Wehmut einer entschwindenden Sehnsucht, hinter dem Rücken einer Überbewußtheit – tritt sie ein in die weite Landschaft des eigenen Seins: die Melancholie.

Vielleicht ist sie mir an jenem Morgen begegnet, als ich mitten in einer Autofahrt anhalten mußte, hingerissen von der Schönheit der Umgebung, gleichzeitig von dem Tod meiner Mutter, gefesselt in diesem Unfaßlichen ihres ewigen Fern- und Wegeseins, und ich, ich – doch schon in ihr, ich – schon auf dem Weg, mitten drin.

Trotz des Schmerzes erlebte ich einen Augenblick des eigenen Annehmens des Todes nicht als Schrecken, nicht als Unannehmbarkeit und Panik, sondern mich überkam eine Art Gegenwartsverzückung; das Erfassen vom Sterben wurde in diesem Moment Inbegriff der Abwesenheit, einer Abwesenheit des Schreckens.

Ich überschritt, vielleicht zum ersten Mal, jenes wilde Imlebenseinmüssen; ich sank in eine Seinsempfase, die aufleuchten mag als Geschenk fürs Innehalten auf der Trennungslinie zwischen Leben und Tod.

In dieser Überflutung floh ich selbst aus mir heraus, aus dem Schrei des Todes, aus der Wüste des Schweigens, den Qualen des Vergehens, ich verwandelte mich in die stoische Stille des Waldes, in die auffliegenden Rebhühner, in das Glitzern des Sees, in das Rosa des Himmels, in den Geruch des Morgentaus, der das Atmen der Nacht, die Schatten der Dunkelheit gleichmütig der Sonne darbot, und ich – in allem, einzigartiger Teil eines Alles.

Mein Körper war nur ein Behälter für diese Ekstase, die das Grab in mir öffnete und alle angstvollen, düsteren Stellen mit Empfindung füllte.

Ich erfuhr, daß der Tod nicht kommt wie ein umgestürzter Baum, nicht wie ein Ende mitten im Anfang, sondern daß er immer in mir war, daß ich ihm Jahre um Jahre der Zerrissenheit, Irrung und Wirrung, Liebe und körperliche Exzesse zum Fraß vorgeworfen hatte, um ihn zu besiegen.

Ich erfaßte, daß er der heimliche Motor war, die Libido, die mich in Unruhe bannte, ihm zu entkommen, und nun trat er hinterrücks ein – und verweilte, sich langsam und wundervoll in Melancholie niederlassend.

Und mir fiel ein, daß ich schon früher und immer mal wieder dieses Ausderzeitsein kannte, ohne es deuten zu können, ich dachte: dies sei das Schreibenmüssen, eine Stillung von Furcht, ein Zeichen der sprachlosen Schichten; heute ist mir bewußt, daß dieses Vorboten der Melancholie waren, einer Geliebten, mit der ich bis zum Ende meines Lebens zusammen sein werde, eine Geliebte, die alle Erotik überschreitet, sie, eine eingeborene Heimat, in deren Schutz ich begreifen und lernen kann, daß Leben nicht heißt, Existenz zu besitzen, sondern in ihr zu sein, ein Echo des Wunders, das da ist, unabhängig von der Kleinmütigkeit eines Erfahrens.

Wie habe ich gekämpft gegen das Älterwerden, das dem Tod Vortritt erlaubt; in Schüben packte mich das Ringen gegen das Vergehen, in den Krieg gegen den Tod wäre ich gezogen, wenn es einen Sieg hätte geben können.

Es gab kein Alter, wo ich die Fratze nicht sah, nicht mal die Jugend war frei von der

unerträglichen Zumutung des Sterbens, von dem ich verschont bleiben wollte, das sich aber in Nächten auf den Bettrand setzte, sich über die Stimme warf, die Welt in Stummheit von mir nahm, während mich ein Hadern und Weinen bis unter die Erde zog, wo ich niemals hinwollte.

Fast war ich zweigespalten, immer war ich Pendel zwischen Euphorie und Niedersinken.

Alles, alle, die einen Stempel des Alters, den Ruch des Sterblichen sichtbar machten, wurden gnadenlos und zweifelhaft weggedacht, ignoriert: nein! – mir nicht. Ich werde trotzen, ich werde das Leben in mich verschlingen, mich in andere Sphären des Geistes verkriechen ; ich wünschte, mich in das Unliebesfähige, Nichtberührte, das Brutale verflüchtigen zu können; und doch packte mich dies aufgezwungene Ende, diese Pein immer wieder.

In jeder stillliegenden Hand entdeckte ich Altersflecken, jede Schwäche schmiedete ein Komplott, in jeder Falte um den Mund durchschaute ich den heimtückischen Zugriff des Besuchers, ja - selbst die unsicheren Freundlichkeiten von Frauen waren zarte Äste, auf denen die Todesvögel saßen.

Ich war unfähig, Vergehen hinzunehmen und auszuhalten.

Die einzige Zeit, die mich befreite von der Zumutung, dem passiven Schreck, war eine Phase größter Niedergeschlagenheit, der ich mit Tabletten entkommen wollte.

Ich war aber nur Siegerin im Kampf gegen den Tod mit Selbstmord, und der Triumph über die Selbstbestimmung hinterließ nichts als dumpfe Aggression und Depressionsenge.

Seit jenem Erlebnis ist mir, als erführe ich mehr und mehr von dem unermüdlichen und grausamen Duett auf dem Grunde meines Wesens, jenem Zwang von einem Höhepunkt zum anderen hasten zu müssen, rastlos unterzutauchen, hoffend, daß eine inszenierte Wirklichkeit alle Zeichen der Bedrohtheit von mir fernhält.

Mein Leben ein Kunstprodukt, das nur von mir selbst ausgelöscht und vernichtet werden könnte?

Solange meine Mutter lebte, hatte ich eine ambivalente und undurchdringliche Liebe zu ihr.

Sie war die ungeschützte Offenbarung alles Lebendigen, sie verweilte ohne den Schreck in der Fülle ihrer seelischen und geistigen Vorgänge, einer präzisen und unvoreingenommenen Menschenbeobachtung, und sie besaß eine gleich starke Lust zum Zuhören wie zum Erzählen; lange Tage und Nächte verbrachten wir im Gespräch miteinander.

Aber immer fürchtete ich mich davor, daß es ihrer Seele schlecht gehen könnte, daß das helle Licht aus ihren Augen, ihrem Geist und dem Körper verlöschen könnte, denn sie besaß keinen Aufruhr, keinen angemessenen Widerspruch – und keinen Tatendrang gegen die Eindringlinge des Todes.

Und ich saß zu ihren Füßen – und rang gegen die kalte Hand, die alle Türen aufriß, uns aus unserer sanften Lebensbehauptung vertrieb, und ich wollte keine Liebende, keine Feinfühlende und Erregte sein, sondern eine Reiterin durch eisige, klirrende Zonen, den kalten Schrei aus Tod wie ein Speer schwingend – gegen dieses Jämmerliche des vergänglichen Lebens, das besonders für Frauen Schirmherr war und blieb.

Wie eine Spannerin belauschte ich Frauen und Männer, stieg in ihre Lebensweichteile, in ihre Trotz- und Angstburgen, in denen sie Lebensberechtigung auftürmten, suchte nach dem Ort, wo Unsterblichkeit errichtet wird oder sich der Schlund auftut, in dem alles verschwindet.

Aber in Frauen begegnete mir meistens wehleidige Hinnahme, und Männer wehrten sich mit rustikaler Abwendung, einer derben, überziehenden Wut, die den Tod durch

Töten erschlägt und letztlich in dem Satz gipfelte: „Und wenn wir sterben müssen, wir werden leben!“

Nur in hellen Momenten begriff ich, daß diese ständige Nähe zur Grenze mit Mut, mit Überforderung und Leiden zu tun hat, und mir war, als könnte ich den grausamen Schmerz, den Eintritt nur fernhalten, wenn ich eine Mutprobe bestand. Die Schauer aber, die dadurch ausgelöst wurden, verlangten nach intensiveren und umfassenderen Bezwingungen.

So absurd es klingen mag, durch diesen Zweikampf, der an beiden Enden meines Lebens tobte, wurde ich scheinbar frei, zumindest frei von vorgeschriebenen Wegen, ich war eine Ringerin mit den Gesetzen, die weit außerhalb der behüteten Lebensräume lagen.

Sicherlich unbewußt unterstützt und weiter ausgeprägt wurde das auch durch meinen Vater, der mich nicht als Schutzbedürftige annahm, mich in der Fabrik brauchte und auf meine ungewöhnlichen Fähigkeiten stolz war.

Deutlich erinnere ich mich an eine der typischen Herausforderungen, die prägend blieben.

Ich war fünfzehn, hatte meinen Führerschein gerade drei Wochen; es war Nacht, der Lastwagen war vollbeladen mit Furnieren, und der Fahrer kam und kam nicht. Mein Vater sah mich lange prüfend an, dann überreichte er mir wortlos die Papiere, öffnete die Fahrerkanzel und warf die Tür hinter mir zu.

Meine Knie zitterten und mein Herz klopfte, daß ich es in den Ohren glaubte.

Und dann war ich allein in der Dunkelheit, mit einem Ungetüm.

Ich begann mit mir, dem Auto, der Nacht zu sprechen; erst flehte ich nach meiner Mutter, nach Liebe, einer Umarmung, dann begann ich zu fluchen, auf den Motor, die Gänge, die Ladung, den schwarzen Himmel, die elend lange Autobahn; pöbelnd und roh drückte ich die Gänge rein, riß am Steuer – und schrie und brüllte.

Und endlich wurde ich nicht mehr geschliffen von der Straße, von Nacht, Gefahren und Ungewissem, ich saß aufrecht und folgte meinem Fluchen; und in der Stadt angekommen, sprang ich schon aus dem Laster wie vom Pferd, das müde war, ich nicht.

Ohne daß es mir bewußt wurde, hatte ich Berührung mit der Nahtstelle, wo Lebenstrotzung und Todesdrohung miteinander bis zur Unkenntlichkeit verflochten sind.

Durch viele Überschreitungen, die mein Leben gefesselt hielten, veränderte ich mich so, daß ich spürte, allmählich ein Wesen zu werden und zu sein, das sich auf der Grenze zwischen Frau und Mann aufhielt, ich wurde eine, die zu niemandem mehr gehören konnte, mein Körper war ein Ort der Intensität und keine Bestimmung für ein Geschlecht.

Für die meisten Frauen war ich anziehend und gleichzeitig bedrohlich fremd, an der Rückseite meiner Liebe entwickelte sich für sie ein schamhaftes Mitleiden, von dem ich nur verschont bleiben konnte, wenn ich es in Abgrenzung überführte.

Nur so ist mir erklärlich, daß ich lange Jahre in schwelendem Widerwillen gegen alles exemplarisch Mütterliche und Weibliche verbrachte, in dem ich nur eine fließende, furchtbare, ergebene Annahme allen Mißlingens, eine demütige Passivität und Hinnahme erblickte, eine Ergebenheit auf all das, was kommt, unverrückbar und still: Ausgelöschtsein, der Tod. Und ich hörte förmlich das Sandrieseln auf ihr Leben, aus einer Wüste, die hinter den Kinder- und Wohnzimmern begann.

Immer fragte ich mich, ob sie, die wundersam Weichhäutigen und Lächelnden, anders als ich, diesen Lebenshohn, ein irriges Leuchten am Denkhorizont nicht kennenlernen, weil sie Kinder bekommen und diese zärteln – als wär's ihr Überleben, ihre Unsterblichkeit, ihr Sieg ohne Gewalt am Gegebenen.

Ingeheim haderte ich mit ihnen, daß ihnen die ungebührliche, unerlaubte Kraft, eine Empörung und Anmaßung fehlte, so als würde sich in ihnen der Verlust eines Triebes breitmachen, von dem ich doch so ergriffen war.

Später erkannte ich in ihrer Aggressionslosigkeit den Hüter, den Pfropf auf dem blinden Fleck, damit sie sich niemals hinaufdenken konnten in die kalten Regionen zwischen Gefahr und Überwindung, Leben und Sterben, ja – daß sie nicht einmal ihr eigenes Leiden benutzten, um daraus ihre einzigartige Geschichte zu formen.

Ich argwöhnte, sie verkriechen sich im Nichtsein und sind dadurch gezwungen, sich in der Nähe der Mutigen, des Schauders, der fremden Gewalt aufzuhalten, um ihre Verletzbarkeit im seelischen Puppenheim erhalten zu können.

Voll Hilflosigkeit und Drängen machte ich sie mit dafür verantwortlich, daß die Welt in zwei unaussöhnliche Teile gespalten bleibt: Blut und Tränen.

Ich mußte mich von ihnen fernhalten, damit ich nicht angesteckt wurde von ihrer heillosen Arbeit am Vergehenden, an allem Beschädigten und Zerstörten.

Ich ahnte in ihren liebevollen Überanstrengungen die Anwesenheit eines kleinen Todes, einer Dauerniedergeschlagenheit, die mich bedrohte, und als viel, viel später das Wort Selbstverwirklichung im Schwange war, mußte ich, ohne daß ich es verhindern konnte, an eine traurige Selbstumarmung denken, die langsam und tückisch das Substantielle verzehrt, ohne die Inhaber von Gewalt, Macht und Tod zu beeindrucken.

Ohne mein Wissen, entwickelte ich einen stillen Neid auf Männer, sie waren die Besitzenden des Geheimnisses, sie nahmen mich an als eine undefinierbare, aber intuitiv erahnten sie, daß ich eine Überschreitung ertrotzt, ein Verbot negiert, einen Vorhang gelüftet, daß ich mich eingerichtet hatte in dem gehütetsten Tabu, das nie und nimmer ein Zeichen sendet, wenn einem die Aggression abgewöhnt wird.

Und so wurde ich langsam und unmerklich eine von ihnen.

Ich war eingetreten, leise und zäh in den Olymp der Männer, die Wahntäuschung, unsterblich zu sein, allein dadurch, daß sie das Lebendige töten dürfen, bevor sie es gedanklich auferstehen lassen.

Sie besaßen für mich jenes Gedankenhormon, das schützt gegen die simple Ermattung der Körper, das hilft im Feldzug gegen das Vergehen, gegen das Eindringen eines Virus, der jeden Gipfel zum Absturz macht.

Jener immer wieder postulierte Penisneid ist inexistent, es ist ein Neid auf die Aggression, das Brachiale, das sich Zutritt verschafft nicht nur ins eigene Leben, sondern in die mit Panik besetzten Drohräume zwischen Leben und Tod und immer wieder Unsterblichkeit abringt.

Durch die beiden zugerichteten Geschlechter leben wir zermahlen zwischen zwei antipodischen Haltungen, die nur eines fürchten und verhindern müssen: die Durchdringung von Erleben und Sterben.

Die eine Hälfte verharrt in Dankbarkeit über das gnädige Geschenk des Lebens, duckt sich im Schutz des Gebärens, pflegt die Gefühle und die Liebe und das Leben, leidet und beweint die Toten, schmückt sich voll Hingabe unter dem Mond, und die andere Hälfte stürmt ins Erschrecken, die Selbstqual, die Fühllosigkeit, die Grausamkeit, haßt die Zwiesprache, die innige Begegnung und verschmelzende Auflösung, die kleinen wundersamen Alltäglichkeiten und baut sich Zwingburg auf Zwingburg, von innen nach außen – und schaut voll Wehmut, Selbstmitleid und Wut aus den Schießscharten auf das Leben, das sich ringsum im Tal der Sonne ausbreitet.

Und vielleicht liegt eines Tages ganz offen da, daß alle Frauenverachtung auf Lebensangst und Neid auf Lebendigkeit beruht, daß ihre Herabminderung nichts ist als ein verdrängter Anteil der Sterbensangst, die sich nur versteckt halten kann, wenn jede Berührung mit dem bewegten Lebendigen verabscheut und gemieden wird.

Eine emotionslose Neugier bietet Schutz und Ersatz, eine scheinbare Verfügbarkeit der Welt und das Gefühl der Macht bilden ein Aphrodisiakum aus, das die Lebendigkeit im Extrakt ersetzt.

Weil ich dies vielleicht im Tiefsten wußte, blieb ich voll Erbarmen mit den Gejagten und den Stillen, die im Schatten der Tage ihr Leben weitergeben.

Die Männer aber verfolgte ich bis in den Höhenrausch des Abstrakten, wußte doch gleichzeitig, daß ich immer wieder in die Abgründe des Erlebens sinken werde, denn ich liebte die Menschen und das Leben so tief, daß ich heute nicht mehr sagen kann, ob ich das Vergehen, den Tod anderen fernhalten wollte und um sie rang, oder ob es meine Todesangst und mein Aufbegehren waren.

So wie ich Panik und Unaushaltbarkeit gegen die Vergänglichkeit, den Tod empfand, so fürchtet sich der „unbewußte“ Mann vor dem Krankheitsherd: Leben; sicherlich kann nur ein rettendes Gleichgewicht entstehen durch sein Lieben, eine Glücksmöglichkeit im Augenblick, seine Auferstehung ins Wunder, aus dem ewigen Eis, aus dem eigenen Grab.

Und die Frau müßte den Schock, den sie sich durch den Mann wie erotisiert beibringen läßt, auf sich nehmen und durch Unerschrockenheit dem Mann die Stellvertreterschaft für das Böse, das Brutale und das Blut entziehen.

Seitdem ich langsam und schwer mein Sterben annehmen lerne, mein Älterwerden und die Melancholie, erfahre ich ein leises, aber dennoch überwältigendes Glück, das nicht mit Hingerissenheit, Erfüllung, mit Körpern und mit Außersichsein zu tun hat. Meine Mutter hat mich nach dem Tod gelehrt, ihn und ihr Fortsein anzunehmen, sie hat die letzte Nabelschnur durchschnitten, und ich bin vielleicht in die wirkliche Freiheit eingetreten, die das Leben dazu braucht, um im Wechsel der Tage, der Jahre, die Sterblichkeit zu erlernen und in ihr das Leben.

Unter diesem weiten Himmel beginne ich zu erfassen, vorsichtig zu fühlen, daß es ein eigentliches Glück gibt, ein Glück des Daseins, das sich herausgelöst hat aus den Überwucherungen durch Lebensgier.

Dieses Glück ist eitel, scheu, eigen und pur, es hat sich befreit aus unseren gewöhnlichen, ewig herbeizitierten Glückserwartungen.

Es läßt sich nicht betteln, es läßt sich nicht täuschen durch das Auge, es mag das Auge nicht, es liebt das Ohr, das Lauschen, Hören, es entwindet sich jedem Willen, es kehrt nur ein in die Freiheit aus Gelassenheit und Liebe.

Es ist ein Glück, das sich einzig und allein auf die Existenz begründet, die frei von Furcht ist, obwohl sie jeden Augenblick bedroht bleibt.

Es ist ein Leuchten, für das niemand die Fackel hält, es ist die Melodie der Flöte, die man spielt und deren Klang niemand hört, nur die Spielende selbst.

Dieses Glück ist einzig mit der Melancholie verwandt, sie liegen beide vereint im tiefen Grund, treten dennoch niemals gemeinsam auf; die Glücksmöglichkeit kann sich nur rein und klar erhalten, wenn sie durch den Filter der Melancholie ins Fühlen aufsteigt. Aber auf dem Grund der Person sind sie zärtlich zueinander, sie brauchen sich gegenseitig, beide Gefühle sind gefährdet, denn dieses Glück ist nur ein Lächeln am Fuße der Leiter, und die Melancholie eine unbegründbare letzte Liebe im Dennoch.

Aber beide macht stark und ist ihnen gemeinsam zu eigen: sie verabscheuen Haben und treten nur auf im Sein.

Es ist kein Versehen, daß in dem Wort *Älterwerden*, ganz offen und unverborgten, eines der sinnvollsten kleinen Wörter einfach hintendran hängt *werden*.

Es ist also eine nochmalige Geburt mitten im Sein.

Autorinnen

Ruth Becker, 48 Jahre und fast ebensolange Lesbe, freiberuflich arbeitende Volkswirtin mit Arbeitsschwerpunkt Wohnungs-, Boden- und Städtebaupolitik sowie Arbeiten zur ökonomischen und sozialen Situation von Frauen.

Marion Blömeling, geb. 1952, Magister der Theater-, Film- und Fernsehwissenschaft, seit fünf Jahren beim Clarenbachwerk Köln – Alten- und Pflegeheime in der Abteilung Aktivierung und Betreuung beschäftigt.

Anneliese Braun, Prof. Dr. rer. pol., lebt als Vorruehändlerin in Ost-Berlin; Mitglied des Arbeitslosenverbands Deutschland e.V.

Traude Bührmann, lebt in Berlin und Umgebung.

Sylvia Groth, geb. 1955, Medizinsoziologin M.A., arbeitet seit 1986 im Feministischen FrauenGesundheitsZentrum e.V., Berlin, und in der Erwachsenenbildung. Mitglied der Ethikkommission der Ärztekammer, Berlin, Mitarbeit in der FINRRAGE Gruppe. Themenschwerpunkte: Reproduktionsmedizin, Körperlichkeit, Hormonbehandlungen, ethische Probleme um Leben und Tod, Gesundheitsförderung.

Heide Härtel-Herrmann, Jahrgang 1953, Diplom-Ökonomin, Inhaberin des „Frauenfinanzdienst“ in Köln, Mitfrau im „Arbeitskreis Versicherungs- und Finanzexpertinnen für Frauen bundesweit“, Geschäftsführerin des Frauen-Versorgungswerks von „Schöne Aussichten – Interessengemeinschaft für Frauenbetriebe und -projekte e.V.“.

Jutta Heinrich, geb. 1940, übte viele Tätigkeiten in verschiedenen Berufen und Branchen aus, die alle ins Schreiben führten; inzwischen viele Veröffentlichungen in Büchern, auf Bühnen, in Seminaren und auf Veranstaltungen.

Gabriela Husmann, 31 Jahre, Sozialwissenschaftlerin, im Aus- und Weiterbildungsbereich tätig, steht kurz vor Vollendung einer Dissertation zum Thema: Zum Verhältnis von Sexualität und Symbiose in lesbischen Beziehungen. Soziologische und Psychoanalytische Aspekte.

Petra Lambrecht, 30 Jahre, Diplom Sozialarbeiterin/-pädagogin, mehrere Jahre im Bereich der Altersforschung an der Gesamthochschule Kassel tätig gewesen, ausgeflogen zu drei Urlaubs-, Besuchs- und Studienaufenthalten in Indien, heute berufstätig als „Social Sponsoring Frau“ im Verein „Leben mit Krebs“, freie Mitarbeiterin bei der Kasseler Tageszeitung HNA, bodenständig, reiselustig, lebenshungrig und verliebt.

Marianne Lange, geb. 1957, Journalistin in Köln, Altistin bei den „Rheintöchtern“.

Gotlinda Magiriba Lwanga, geb. 1959, Studium an der FU Berlin, Abschluß als Diplom-Soziologin 1985, seit Dezember 1990 Bildungsreferentin in Nozizwe, Multikulturelle Feministische Bildungsarbeit.

Gisela Notz, geb. 1942, Dr. phil., Sozialwissenschaftlerin im Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn; Arbeitsbereiche: Forschung zu bezahlter und unbezahlter Frauenarbeit, Aus- und Weiterbildung.

Claudia Pinl, Journalistin, Publizistin, bis zu den Bundestagswahlen 1990 wissenschaftliche Mitarbeiterin der GRÜNEN im Bundestag. Seither als „ältere Arbeitnehmerin“ vergeblich auf der Suche nach einer festen Stelle.

Barbara Rohr, Jahrgang 1932, Volks- und Sonderschullehrerin, Hochschullehrerin an der Universität Bremen, Studiengang Behindertenpädagogik.

Erika Schilling, geb. 1921 in Elberfeld, Volksschule, ohne Berufsausbildung, Aktivistin der „neuen“ Frauenbewegung seit deren (Wieder)belebung, Autorin, liebt den Erfahrungsaustausch mit alten und jungen Frauen.

Cornelia Sperling, geb. 1950, mit 40 Jahren Umorientierung nach langer Lehrerintätigkeit, zur Zeit v.a. aktiv im „ForumFrauenRadio NRW“, der Vernetzung von Frauenradioinitiativen im BürgerInnenfunk, und im Vorstand von „Schöne Aussichten – Interessengemeinschaft für Frauenbetriebe und -projekte e.V.“.

Annette Skrzydlo, Barbara Thiele, Nikola Wohllaib, Jahrgang 1966 und 1967, Studium der Politischen Wissenschaft an der FU Berlin mit Schwerpunkt Frauenforschung, 1992 Abschluß als Diplom-Politologinnen, erwerbs-, aber nicht ideenlos.

Christa Wichterich, geb. 1949, Soziologin, seit 1983 freie Journalistin für Printmedien und Hörfunk; 1988-1990 Afrikakorrespondentin in Nairobi, Kenia; seitdem wieder in Köln im Kampf gegen das wachsende Desinteresse in Medien und Öffentlichkeit an der „Zwei-Drittel-Welt“.

Erika Wisselinck, 65 Jahre; lange Jahre journalistische Vermittlung von Frauenthemen; seit 10 Jahren patriarchale Arbeitszusammenhänge verlassen; Übersetzerin (u.a. Mary Daly, Janice Raymond), Privatgelehrte, Bücherschreiberin, mitverantwortlich für das autonome Bildungsprojekt „Frauenstudien München e.V.“.